

Stefan Knobloch

Auf dem richtigen Weg?

Zu den derzeitigen Strukturreformen der Bistümer in Deutschland

Zur Zeit bemühen sich viele Bistümer um territoriale Strukturreformen und um die Erstellung neuer Personal- und Pastoralpläne, um die vor ihnen liegende Zukunft zu gestalten. Ein Bündel von Ursachen spielt dabei eine Rolle. So registrieren Bistumsleitungen die demografischen und gesellschaftsstrukturellen Entwicklungen, die da und dort zu einer Abnahme der Katholikenzahl geführt haben. In Einzelfällen, wie zum Beispiel im Fall der Neugründung des Erzbistums Hamburg, haben Bistümer auch Gebietsabtretungen hinnehmen müssen. Am nachdrücklichsten aber machen sich Personal- und Finanznöte bemerkbar, die zum Umdenken und Umlenken zwingen. Nicht immer benennen Bistumsleitungen diese Tatsache als den eigentlich ausschlaggebenden Grund der Reformen.

1. Reformschritte einzelner Bistümer

1.1 Das Bistum Essen

Am 15. Januar dieses Jahres schrieb der Essener Bischof Felix Genn einen Hirtenbrief, in welchem er die Katholiken seines Bistums mit der neuen Pfarreienstruktur des Bistums vertraut machte.¹ Dem war auf der Basis eines „verbindlichen Vorschlags“ seitens des Bischofs ein längerer Beratungsprozess in den Dekanaten und Gemeinden des Bistums vorausgegangen. Dieser Prozess förderte nach den Wor-

ten des Bischofs manche Betroffenheit, ja manche Trauer, Angst und Sorge um die Zukunft zutage. Aber auch an Verständnis und Bereitschaft, die vorgesehenen Umstrukturierungen mitzutragen, ja, sie als Chance für die Kirche von Essen anzusehen, habe es nicht gemangelt.

Dabei mutet die Neustrukturierung den Gemeinden in der Tat einiges zu. Die derzeit 259 Pfarreien sollen bis Ende 2008 zu 42 Gemeinden zusammengelegt werden mit – zum Beispiel in Städten wie Duisburg und Essen – bis zum Teil zwischen 30.000 und 40.000 Katholiken. Das bedeutet nicht gleich das Ende bisheriger Gemeinden, aber tendenziell wurde es von vielen so aufgenommen; deshalb sah sich Bischof Genn veranlasst, das Missverständnis auszuräumen, es würden durch die Neustrukturierung Gemeinden „erster, zweiter und dritter Klasse“ entstehen.

Die unterschiedlichen Reaktionen auf den Reformvorschlag deuten schon an, dass es vom *Modus procedendi* her als fragwürdig erscheinen muss, wenn ein Bischof von vornherein einen „verbindlichen Vorschlag“ zum Gegenstand eines diözesanweiten Beratungsprozesses macht. Mehr als gewisse Korrekturen – wenn sie denn zugelassen werden – können da nicht herauskommen. Was aber damit genau nicht abgerufen wird, sind die konkreten Lebens-, Glaubens- und Gemeindeerfahrungen, die Menschen in ihren Gemeinden machen. Was nicht abgerufen bzw. aufge-

¹ Vgl. die homepage die Bistums Essen: <http://www.bistum-essen.de>.

rufen wird, ist die Vielfalt, von welcher der Bischof an einer Stelle zwar selbst spricht, nämlich „wie unterschiedlich Christinnen und Christen ihr Leben aus dem Glauben gestalten und das Gemeindeleben tragen“. Diese Vielfalt macht in der Tat Gemeinden lebendig. Die Lebendigkeit einer Gemeinde aber, so der Bischof, entziehe sich weitgehend einer objektiven Erfassung.

Unserer Meinung nach hätte der Bischof hier nicht von der Schwierigkeit der objektiven Erfassung der Lebendigkeit einer Gemeinde sprechen sollen, sondern besser von der Schwierigkeit, aus der „Außenperspektive“ der Bistumsleitung die Wirklichkeit einer Gemeinde wahrzunehmen. Entscheidend ist, die Innenperspektive einer Gemeinde ernstzunehmen, von welcher der Bischof ja spricht, wenn er die Unterschiedlichkeit der Lebensgestaltung aus dem Glauben bei den einzelnen Gemeindegliedern erwähnt. Hier sind in der Tat Unterschiede zu spüren, die der Bischof sogar als „geistlichen Schatz“ der Gemeinden wertet. Nur scheint dieser „geistliche Schatz“ als Schatztruhe der Gemeinden bei den Überlegungen zu deren Neustrukturierung keinerlei Rolle gespielt zu haben. Müsste er nicht als „erstes Pfund“ in Betracht gezogen werden, wenn es um strukturelle Überlegungen geht? Wir kommen darauf zurück.

1.2 Das Erzbistum Köln

Einen ähnlichen Eindruck gewinnt man von den Reformschritten des Erzbistums Köln. „Zukunft heute“ ist dort das Reformprogramm überschrieben, das der Kölner Generalvikar Dominik Schwaderlapp im März vorigen Jahres vorgestellt hat.² Wieder hat man den Eindruck – und

zwar hier noch mehr als in Essen –, dass ein einigermaßen rigoroses Konzept neuer „Seelsorgebereiche“ über das Erzbistum ausgebreitet werden soll. Drei Kategorien von Seelsorgebereichen soll es dort in Zukunft geben: 59 „Seelsorgebereiche der Kategorie A“ verfügen lediglich über *ein* pastorales Zentrum, die 123 „Seelsorgebereiche der Kategorie B“ sind mit *zwei* pastoralen Zentren ausgestattet. Und die Lösung „Seelsorgebereiche der Kategorie C“, die über *mehr als zwei* pastorale Zentren verfügen, ist für 38 Seelsorgebereiche vorgesehen. Die pastoralen Zentren sollen jeweils in der Schwerpunktpfarrei angesiedelt sein, in der auch das Pastoralbüro und die Wohnung des Pfarrers bzw. der Pfarrerin liegen.

„Pastorale Zentren“, „Seelsorgebereiche“ – das hört sich vielversprechend an. Aber was zentriert sich da eigentlich? Und warum muss es sich dort zentrieren? Werden hier nicht Konzentrationen am Leben der Menschen, an ihren Glaubens- und Gemeindebedürfnissen vorbei etabliert? Zumindest territorial rücken die pastoralen Zentren von ihnen ab.

1.3 Das Erzbistum Hamburg

Auch das Erzbistum Hamburg³ hat sich auf einen neuen Weg gemacht. Als Ergebnis eines Pastoralgesprächs hat dort Erzbischof Thissen sieben pastorale Leitsätze in Kraft gesetzt. In einem Hirtenwort zum 1. Fastensonntag dieses Jahres würdigte er drei zurückliegende regionale Bistumstage als Tage, welche die Menschen miteinander ins Gespräch gebracht hätten. Nun komme es darauf an, den Worten Taten folgen zu lassen.

Dazu will vor allem der dritte pastorale Leitsatz anregen: „Unsere Kirche im Nor-

² Vgl. die homepage des Erzbistums Köln: <http://www.erzbistum-koeln.de>.

³ Vgl. die homepage des Erzbistums Freiburg: <http://www.erzbistum-freiburg.de>.

den ändert die Rahmenbedingungen für die Pastoral.“ Hier wird zunächst offen eingestanden, dass es nicht ekklesiologische Impulse, sondern die Geld- und Personalnöte sind, die zur Überprüfung des kirchlichen Lebens zwingen. Zwar ist auch hier von der Restrukturierung der Zahl der Pfarreien die Rede, aber der Schwerpunkt der Argumentation liegt auf etwas anderem: auf der Wertschätzung der einzelnen Pfarrei und auf der Aufforderung an sie, selbst die Ziele einer zukunftsfähigen Gemeindegeseelsorge festzulegen. Die Bistumsleitung unterstützt diese Prozesse, indem für sie die personelle Besetzung der pfarrlichen Dienste Priorität hat und nach Möglichkeit kategoriale Stellen an die Gemeinden angehängt werden sollen. Dazu passt die Selbstverpflichtung des Generalvikariates, gewissermaßen als Leitbild formuliert, dass die kleinen Einheiten vor Ort, wie die Pfarrgemeinden, in der Arbeit des Generalvikariates erste Priorität haben.

Hier ist man offensichtlich auf einem richtigen Weg, der freilich noch konsequenter und mutiger zu gehen ist. So ist es gewiss richtig, wenn Erzbischof Thissen im genannten Hirtenwort sagt: „Wir sind als Pfarrgemeinde ja nicht irgendeine Organisation. Wir sind Gemeinschaft, die in Jesus Christus ihre Mitte hat, die sich durch ihn mit Gott versöhnt und verbunden weiß.“ Nur, müsste diese steile Aussage nicht im konkreten Gemeindeleben, im Austausch der Lebens- und Glaubenserfahrungen verewissert und erhärtet werden, um sich im Auf und Ab des Lebens als tragfähig zu erweisen?

1.4 Das Erzbistum Freiburg

Auch das Erzbistum Freiburg⁴ hat sich „Pastorale Leitlinien“ gegeben, die Erzbi-

schof Zollitsch am 1. November 2005 in Kraft gesetzt hat. Auch dort befindet man sich mitten in einem Findungsprozess, der noch nicht abgeschlossen ist. Freiburg favorisiert den Begriff der „Seelsorgeeinheit“ als einen Begriff, der territorial und intentional über die herkömmliche Gemeinde hinausgreift. Unter ihn sollen auch religiöse Bewegungen, Wallfahrtsorte, Klöster, Bildungshäuser und Ähnliches, mit einem Wort, alle „Sozialformen gelebten Glaubens“ gefasst werden. So kommt es, dass sich in den pastoralen Leitlinien der Satz findet: „Es wird daher künftig nicht mehr von den Seelsorgeeinheiten mit einzelnen Pfarreien oder Pfarrgemeinden, sondern offener von ‚Seelsorgeeinheiten mit ihren Gemeinden‘ auszugehen sein.“ Worin da allerdings der gedankliche Fortschritt liegt, bleibt etwas im Dunkel.

Man sollte immerhin die belebenden Elemente, die im Stichwort der „Sozialformen gelebten Glaubens“ gebündelt sind, als Perspektive der Seelsorgeeinheiten begrüßen. Nur scheint damit nach der anderen Seite ein wenig die Gefahr verbunden, dass die einzelne herkömmliche Gemeinde ihre Berufung zu einer geistlich-spirituellen Gemeinschaft mehr und mehr einbüßt und zu einer Verwaltungsgröße wird, die man von außen her sakramental-rituell versorgt.

1.5 Das Bistum Mainz

Im Bistum Mainz⁵ trat Kardinal Lehmann am 2. Fastensonntag dieses Jahres mit dem Hirtenbrief „Zur Zukunft der Pfarrgemeinden im selben Lebensraum. Einladung an die Gemeinden zur Teilnahme beim Verwirklichen der neuen Seelsorge-Einheiten“ an die Öffentlichkeit. Bereits der Titel deutet an, dass der Hauptakzent

⁴ Vgl. die homepage des Erzbistums Freiburg: <http://www.erzbistum-freiburg.de>.

⁵ Vgl. die homepage des Bistums Mainz: <http://www.bistum-mainz.de>.

auf dem Stichwort des „Lebensraumes“, „desselben Lebensraumes“ liegt, der offenbar den Ausschlag für die Konzeption neuer Seelsorgeeinheiten gab.

Das Leben spiele sich heute in erweiterten Räumen ab. Das gelte für den beruflichen Bereich, für die Schulen, ja überhaupt für die großflächigere Organisation des gesamten kommunalen Lebens. Dies lege eine diesen größeren Lebensräumen angepasste Organisation auch des kirchlichen Lebens nahe. So sehr Lehmann diese Spur aufnimmt und ihr im Begriff des „Lebensraumes“ Gestalt gibt, es liegt ihm daran, keinen Zweifel an der ekklesialen wie soziologischen Bedeutung der herkömmlichen Pfarrgemeinde aufkommen zu lassen. Die Pfarrei sei die Gemeinschaft der Glaubenden am jeweiligen Ort, die sich immer wieder von der Feier der Eucharistie her erbaue, so dass sie in der Tat eine religiös-spirituelle Gemeinschaft darstelle. Vor dem Hintergrund der heutigen Mobilität aber wachse die Bedeutung der Pfarrgemeinde auch als „Heimat“, als Ort des verlässlichen Zuhause. Dies sei aber eben nur die eine Seite.

Die andere bestehe in der Herausforderung durch die erweiterten Lebensräume. Um ihnen gerecht zu werden, müssten die pastoralen Konzepte über die Orientierung an der Ortsgemeinde hinaus ebenfalls lebensräumlich angelegt werden. In seinem Hirtenbrief zeigt Lehmann die Konsequenzen daraus auf. Es werde in Zukunft zwei neue Formen bzw. Typen von Pfarrgemeinden geben, die sogenannte *Pfarrgruppe* und den sogenannten *Pfarreienvorbund*. Der Typ der Pfarrgruppe meint den Zusammenschluss mehrerer Pfarrgemeinden unter der Leitung *eines* Pfarrers, dem als Leiter der Pfarrgruppe ein pastorales Team zugeordnet wird. Der Typ des Pfarreienvorbundes bezeichnet, wie das Wort sagt,

den Verbund mehrerer selbstständiger Gemeinden, die jeweils einen eigenen Pfarrer haben und ähnlich wie die Pfarrgruppe zum Beispiel in den Bereichen Katechese, Taufvorbereitung, Erstkommunion, Firmung, Ehevorbereitung, aber auch in der Jugend- und Bildungsarbeit und in anderen Belangen zusammenarbeiten sollen.

Kardinal Lehmann hatte das Konzept der „neuen pastoralen Einheiten“ bereits auf einer Diözesanversammlung des Bistums im November 2005 vorgetragen, wonach bis Ende 2006 die derzeit 245 Pfarreien des Bistums in 81 Pfarrgruppen und 39 Pfarreienvorbünde umstrukturiert werden sollen, ein Prozess, der bis 2009 eine Erprobungs- und Experimentierphase durchlaufen soll. Was Lehmann naturgemäß im Hirtenbrief nicht in aller Ausführlichkeit darlegen konnte – es blieb bei knappen Andeutungen, die von einem gewissen Teil der Gottesdienstteilnehmer nur schwer einzuordnen und zu verstehen waren –, das hatte er in der Diözesanversammlung detaillierter dargestellt. Danach soll es sowohl in der Pfarrgruppe wie im Pfarreienvorbund einen die örtlichen Pfarrgemeinderatsgremien überwölbenden „Seelsorgerat“ geben, der zumindest in den Pfarrgruppen mit der Zeit die einzelnen Pfarrgemeinderatsgremien ersetzen soll.

2. Kritische Rückfragen

Da wir im vorausgehenden Teil dieses Beitrages vielfach bereits erste Eindrücke und Bedenken geäußert haben, beziehen sich unsere Rückfragen in der Hauptsache auf die Mainzer Modellüberlegungen.

Diese entwerfen – wie anderswo auch – neue *Struktur*konzepte. Die Pfarrstrukturen, so sagte Lehmann, müssten flexibel sein. Sie seien nicht ewig festgeschrieben.

Das ist ohne Frage richtig. Aber war man nicht bezüglich solcher strukturellen Neuansätze ein gebranntes Kind? Vor mehr als 20 Jahren führte man hier die Pfarrverbände ein, eine Strukturreform, die sich damals mehrheitlich, von gewissen Ausnahmen abgesehen, nicht bewährte. Deshalb plädiert Lehmann heute dafür, den Begriff „Pfarrverband“ fallen zu lassen. Die dahinter gemeinte Sache allerdings nicht. Die Pfarrverbände hätten, wie es in den schon einige Jahre gültigen pastoralen Leitlinien des Bistums heißt, „im Konzept der kooperativen Pastoral im Bistum Mainz eine unersetzbare Funktion und Bedeutung und werden deshalb grundsätzlich als Strukturprinzip bekräftigt“.

Stürzt man sich nun mit den neuen pastoralen Einheiten in ein ähnliches strukturelles Abenteuer, dessen Ende ungewiss ist? Die Frage liegt um so näher, als nicht ganz deutlich wird, woher der letzte entscheidende Anstoß zu den pastoralen Strukturreformen kommt. Gewiss spielt das genannte Erfordernis eine Rolle, den erweiterten Lebensräumen gerecht zu werden. Nur ist es nicht so einfach, diese motivational beanspruchten Lebensräume plausibel territorial abzugrenzen. Ihnen liegen bislang keine halbwegs verlässlichen und orientierenden soziologischen Untersuchungen zugrunde.

Die offensichtlich entscheidende und ausschlaggebende Begründung der Strukturreformen liefert die Finanz- und Personalnot des Bistums. An einer Stelle tritt das im Hirtenbrief des Kardinals klar hervor, wo er nämlich auf den Priestermangel als Grund der Strukturreformen zu sprechen kommt. Dort spricht er neben dem Priestermangel noch von „vielen zusätzlichen Hinweisen“, die den Strukturwandel der Pfarrgemeinden nötig machen. Die „zusätzlichen Hinweise“ weisen doch in Wahr-

heit darauf hin, wo der eigentliche Knackpunkt liegt: im Priestermangel und in der Tatsache der knapper werdenden finanziellen Ressourcen.

Interessant und zu beachten ist Lehmanns Hinweis, dass die Orientierung an den erweiterten Lebensräumen den *Laien* neue Möglichkeiten der Teilhabe an der pastoralen Verantwortung eröffne. Sie würden sich ja ständig im erweiterten Nahraum bewegen und so die Nöte und Probleme der Menschen in diesem Seelsorgeraum als Aufforderung an ihre christliche Verantwortung empfinden. Das ist ein interessanter Aspekt, für den manches spricht. Nur, so möchte man fragen, warum hat diese Laienverantwortung im Raum der herkömmlichen Gemeinde keine spürbarere Effizienz? Verweist das nicht exakt darauf, um das Stichwort der „flexiblen Pfarrstrukturen“ aufzugreifen, dass die Binnenstrukturen der Pfarrgemeinden zu wenig flexibel sind und zu wenig flexibel gehandhabt werden, so dass sie ohne größere Effizienz geblieben sind? Damit kommen wir zum dritten und letzten Punkt.

3. Ein alternativer Reformansatz bei der „communio“ der Gemeinde

Von alternativem Reformansatz zu sprechen, ist vielleicht etwas zu vollmundig. Aber auf diese Weise soll der alternative Charakter unserer Überlegungen deutlich werden.

Wir bemühen hier den theologischen Begriff der „communio“ der Gemeinde – ohne deshalb in eine lange theologische Darlegung dieses Begriffes eintreten zu müssen –, weil dieser Begriff in der Tat als grundlegender *Strukturbegriff* der Gemeinde angesehen werden kann. Und in den aktuellen Reformbemühungen geht

es doch um strukturelle Sachverhalte. Nur um welche? Um die Veränderung räumlich-territorialer Strukturen oder um die Einholung der der Gemeinde als „communio“ innewohnenden Strukturen? Letztere sollten den Kern der Reformüberlegungen bilden.

Mit „communio“ als grundlegendem Strukturbegriff der Gemeinde sei hier die Tatsache benannt, dass eine Gemeinde ihre Existenz der Teilhabe an den Heilsgaben Gottes, am Heiligen Geist, am Evangelium, an den Sakramenten – oder wie immer man das benennen will – verdankt. Sie ist nicht ein kompetenzloses Operationsfeld eines von außen und von oben bestellten Seelsorgers. Die Gemeinde realisiert diese „communio“, die nicht als erstarrter Statusbegriff wie ein Stempelintrag in einem Dokument zu verstehen ist, in den Grundvollzügen der Verkündigung, der Liturgie und der Diakonie. Wobei diese nicht nebeneinanderliegende Segmente bzw. Handlungsfelder sind, sondern Dimensionen aller Handlungsvollzüge sein sollen. Die Einholung und Realisierung dieser Gemeinde-„communio“ müsste das Ziel heutiger Strukturreformen sein.

Da treten viele Aufgaben und Szenarien vor Augen. So sollte sich die Gemeinde-„communio“ bzw. das Gemeindeleben dadurch auszeichnen, dass in der Gemeinde die Vielfalt und der Spannungsreichtum an religiösen Erfahrungen und Glaubenserfahrungen einen Ort und ein Zuhause haben. Diese Vielfalt muss sich artikulieren dürfen, sie darf nicht als Verlust der „communio“ angesehen werden. Vorauszusetzen ist dabei, dass alle Mitglieder der Gemeinde ihre unterschiedlichen Lebens- und Glaubenserfahrungen immer wieder am Evangelium neu auszurichten versuchen. Ein Prozess, der nie abgeschlossen ist.

Andere mögen im Vollzug der „communio“ den Schwerpunkt auf Anderes legen, zum Beispiel auf das diakonale Miteinander, auch wenn sie das weder so benennen müssen noch zu benennen brauchen. Ich denke an Personen, die sich auf unauffällige Weise in familiären oder nachbarschaftlichen Diensten engagieren, die – vor allem in der Lebensphase des Ruhestands – ein Gespür entwickeln, wo sie gebraucht werden. So kann einer auf den Gedanken kommen, türkischen Nachbar-kindern Nachhilfe zu geben. Die gelebte „communio“ der Gemeinde in der Form des diakonalen Miteinander gewinnt ihre Qualität nicht erst dadurch und wird nicht erst dadurch etwas wert, dass eine entsprechende Bitte oder Beschlussvorlage über den Schreibtisch des Pfarrers gegangen sein muss. Eine Gemeinde soll sich – das wäre ein Aspekt der inneren Strukturreform – ihrer in den Reihen ihrer Mitglieder oft verdeckten, aber tatsächlich gelebten „communio“ bewusst werden.

Wieder andere haben eher einen Bezug zum Bereich der Liturgie und der Katechese. Man denke an das Engagement junger Eltern, Kindergottesdienste vorzubereiten oder Parallelgottesdienste ihrer Kinder zu organisieren, nach denen sie zur Gabenbereitung die Kinder in die gemeinsame Eucharistiefeier der Gemeinde in die Kirche hereinführen. Man denke an die Messdienerinnen und Messdiener, an die Lektoren, Kantoren und Organisten. Man denke an die „Tischmütter“, die sich in der Vorbereitung der Kinder auf die Erstkommunion abmühen; Ähnliches gilt von der Hinführung zur Firmung.

Man denke auch an diejenigen, die sich scheinbar etwas gemeindeabseits sozial engagieren, sei es im nahen Umfeld versteckter Armut oder der Überschuldung von Menschen, sei es in Kontakten zu Län-

dern in Mitteleuropa oder zu Ländern der Vierten Welt.

Die Gemeinden leben die „communio“. Sie einzuholen als das, was sie ist, sie zu stabilisieren und auszuweiten, das sollte als der entscheidende strukturelle Reformschritt ins Auge gefasst werden, der heute in den Gemeinden zu tun ist. Gemeint ist mit diesem „alternativen Reformvorschlag“ also die Wahrnehmung und Wertschätzung des menschlich-christlichen Potenzials einer Gemeinde. *Darauf* den Blick zu richten, wäre heute in der Zeit der Finanz- und Personalnöte notwendig. Exakt das aber hat im Zuge der aktuellen Reformschritte schlechte Karten. Man macht nicht die gottgegebene Kompetenz einer Gemeinde zum Konstruktionspunkt der Reformen, sondern verlässt sich lieber auf die Zahl der vorhandenen und noch einsatzfähigen Priester, nach der man Pfarrgruppen und Pfarreiverbände strukturiert. Auf diese Weise tritt die Dominanz des *Pfarrers* erneut in den Vordergrund. Das kann nicht der richtige Weg in eine zukunftsfähige Pastoral sein.

Die Mainzer Modellüberlegungen – und nicht nur sie – setzen große Hoffnungen auf die Räte. Das weist – auch nach unserem alternativen Modellvorschlag – einerseits in die richtige Richtung. Nur muss man auch die Grenzen dieser Modellüberlegungen sehen. So „überträgt“ man gewissermaßen eine Verantwortung auf die Schultern der Räte, die sie auch vor

der „Übertragung“ ohnehin schon haben. Allein schon das Konstrukt des Übertragungsmodells scheint die Gemeinde-„communio“ nicht sehr ernstzunehmen. Andererseits sei nicht in Zweifel gezogen, dass viele Räte engagiert zu Werke gehen. Nur weiß man auch, wie viel Frustration sich bei ihnen im Laufe von Jahren bisweilen angesammelt hat, wenn sie die Erfahrung machen mussten, dass ihre Meinung nicht gefragt war, dass Entscheidungen, die zur Beratung anstanden, vielfach schon im vorhinein entschieden waren. Es kann auch sein, dass sich die falschen Leute in die Räte haben wählen lassen, weil sie das für ihr persönliches Renommee brauchten, ihnen dabei aber an der gedeihlichen Entwicklung der Pfarrgemeinde wenig lag.

Wir wollen hier kein Horrorszenario entwerfen, aber es bleibt die ernstzunehmende kritische Frage, ob die Strukturreformen auf das richtige Pferd setzen, wenn sie an die Arbeit der Räte so große Hoffnungen knüpfen. Auf die Erfahrungen der gelebten Gemeinde-„communio“ zu bauen und diese zu fördern, wäre der, langfristig gesehen, aussichtsreichere Weg.

Der Reformansatz bei den „communio“-Erfahrungen der Gemeinde wäre in der Tat der bessere Ansatz. Aus theologisch-ekkesiologischer Perspektive bietet er sich als der unmittelbar nächste Ansatz an. An ihn zu glauben, ihn aufzugreifen, darauf sollten diözesane Strukturreformen deshalb alle Aufmerksamkeit richten.